Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 56 (1976-1977)

Heft: 4

Artikel: Schilten : achtes Quartheft des Berichtes zuhanden der Inspektorenkonferenz

Autor: Burger, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163197

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HERMANN BURGER

Schilten

Achtes Quartheft des Berichts zuhanden der Inspektorenkonferenz

Täglich einmal muss der Abwart das Gehwerk und das Schlagwerk der mechanischen Schulhausuhr aufziehen, die in einem verstaubten, mit Sichtfenstern versehenen Gehäuse von der Grösse des Harmoniumkastens auf dem Estrich steht, und zwar genau unter dem Dachstuhl des Glockenturms, der zwischen den Sparren des Krüppelwalmdaches den First durchstösst. Es handelt sich um ein Präzisionswerk der Firma Bertschi, Sumiswald, aus dem Jahre 1929, das nicht nur den ganzen Estrich, sondern auch die Lehrerwohnung beherrscht. Das Gehwerk ist mit einem Graham-Anker-Echappement versehen und besitzt ein schweres Sekundenpendel mit einer Mikrometerschraube zur Feinregulierung. Alle Räder sind aus Bronze gefertigt, die Zahnung wurde aus dem vollen Material herausgefräst. Zuggewichte aus Gusseisen, schmiedeiserne Aufhängungen. Neunzigmal im Laufe eines Arbeitstages schlägt der Hammer an die Glocke, und jeden dieser Schläge hört man bis in die hintersten Winkel meiner Dachkammern, hört man im ganzen Schulhaus, am wenigsten störend in der Sammlung, hört man drüben auf dem Friedhof und drinnen im Schiltwald, auch ennet dem Wald in der Schwefelhütte, hört man oben bei den Berghöfen und unten im Löhrentobel, hört man bis hinaus nach Hinterschilten. Es ist nicht leicht, neben einem Präzisionsuhrwerk zu existieren. Jede Halbstunde meines armseligen Landschulmeisterlebens wird unbarmherzig herausgestampft und herausgeklöppelt, Herr Inspektor. Die Leute im Dorf lassen sich verwöhnen durch sanfte, vom Wald heruntergewehte Glockenklänge und überlegen sich keinen Augenblick, dass es Armin Schildknechts Schädel ist, der als erweiterter Becher herhalten muss. Wo immer ich mich aufhalte, habe ich dieses Präzisionsuhrwerk der Firma Bertschi, Sumiswald, im Genick. Wenn es wenigstens eine Ermatinger Uhr wäre. Aber nein, es muss ausgerechnet eine Sumiswalder sein, ausgerechnet in jenem Bauerndorf ist sie angefertigt worden, wo die schwarze Spinne unter dem legendären Holzzapfen ihrer Befreiung harrt. Wenn Sie das Werk durch die staubigen Sichtfenster betrachten, fällt Ihnen auf, dass es tatsächlich die Form einer ruhelos schwingenden, ruckenden und zuckenden Räderspinne hat. Sumiswalder Zeitspinne haben es die Schüler getauft, die ja im Erfinden

solcher Namen unübertrefflich sind. Eine unerschöpfliche Benamsungsenergie steckt in meiner Einheitsförderklasse. Was man nur auf dem Estrich und bei totaler Schulhausstille auch in der Wohnung hört, ist das dem Schlag vorausgehende Rüstgeräusch, das Schnurren, Klicken und Schaben im Radkörper, wenn die parallel zur Windflügelwelle laufende Stellfallenwelle, gesteuert durch eine Rolle auf der Schlosswelle, angehoben wird, und wenn einer der Auslössterne über dem Auslöshebel den Stellhebel anzieht, so dass der Windflügelsteller in Warnstellung gehen kann, wenn dann beim Herunterfallen des Auslöshebels der Stellhebel frei wird, welcher seinerseits zwischen zwei Arretierzapfen des Windflügelstellers fällt und sich dadurch mit der Welle dreht, wenn die auf der Welle angebrachte Kurve dank ihrer Verbindung mit der Schlosswelle den Stellhebel über die Stellhebelrolle hinaufwalzt, so dass der Arretierzapfen des Stellhebels über den Zapfen des Windflügelstellers zu stehen kommt und der Hammerzug betätigt werden kann. Sie müssen sich vorstellen, Herr Inspektor: Sie befinden sich allein auf dem Riesenestrich und werden vom Rüstgeräusch überrascht, von dieser perfid ausgeklügelten Kettenreaktion, welche durch die beiden Radkörper im stahlgrünen Chassis läuft! Ich muss ja an der Sumiswalder Zeitspinne vorbei, wenn ich von meiner Wohnungstür zum Treppenhausturm hinübergehen will. Und wie anders käme ich in die Unterrichtsräume hinunter? Die Estrichtraversierung ist sozusagen mein Schulweg, ein kurzer, gedeckter, aber gefährlicher Schulweg. Wie eine Sanduhr mahnt mich das Werk daran, dass die Zeit im Sauseschritt davonläuft. Dadurch, dass das Gehäuse auf dem offenen Monsterestrich steht, ist der Lauerraum der Spinne viel grösser als etwa auf einem Kirchturm. Auf dem Weg zur Klasse leben uralte Dachbodenängste auf. Oft träume ich davon, die Uhr sprenge das Gehäuse und dehne sich zu einer gigantischen Maschine aus, so dass ich auf dem Schulweg durch Zahnräder und schmierige Ketten klettern müsse. Der Schiltener Schulhausestrich wirkt doppelt unheimlich durch die mannsgrossen Sackpuppen, die im Halbdüster an den Streben und Seitenpfetten baumeln. Wiederkehr sagt, die Säcke stammten aus dem Zweiten Weltkrieg, als man hier Polen interniert habe. Internierte Polen, Herr Inspektor, das klingt wie Hornissen-Nester.

Was Armin Schildknecht betrifft, so hat er längst herausgefunden, dass das ruckende und zuckende Räderwerk, das mechanische Herz des Schulhauses, und der Krüppelwalmestrich zusammenarbeiten. Die Präzision des zweifach-liegenden Pfettendachstuhls ist nur eine in die Zimmermann-Sprache übersetzte Uhrmacher-Präzision. Die wenigsten Leute haben eine Ahnung davon, wie ein solches Holzzelt konstruiert wird, was die Bundsparren, Zwischensparren und Gratsparren, was Strebe, Schwenkbug und Pfosten für eine Funktion haben und wie sich das ganze Gefüge auf das

Estrichinnere auswirkt. Man neigt immer dazu, die Stimmung von der Funktion zu trennen. Warum? Weil man sich die Stimmung nicht durch Fach-Kenntnisse verderben lassen will, und selbst wenn es sich dabei um dämonische Wirkungen handelt. Der Dachstuhl von zwei rechtwinklig ineinander verkeilten Krüppelwalmdächern ist natürlich nicht zu vergleichen mit einem gewöhnlichen Sparren- oder Kehlbalkendach. Was es dabei an komplizierten Holzverbindungen wie Scherzapfen, schwalbenschwanzförmigen Überblattungen und so weiter absetzt, überträgt sich aber alles auf die dürre Schauerlichkeit des Estrichinnern. Die vielzitierte Estrichdämonie ist eine durch und durch konstruktionsbedingte. Wenn hier wie Dörrobstvorräte die Ängste von unzähligen Schülergenerationen lagern, so nicht zuletzt deshalb, weil der Dachstuhl infolge seiner zimmermännischen Tücken ihnen diese Lagermöglichkeit anbietet. Für die Sackpuppen gilt, mit geringen Modifikationen, dasselbe. Hinzu kommt, dass ein Schulhausestrich – wie auch ein Kirchenestrich – viel unheimlicher wirkt als der Dachboden eines Einfamilienhauses, weil die Düsternis, die man als Privatperson zu bewältigen hat, eine öffentliche ist. Für mich drinnen in der Wohnung beginnt die Öffentlichkeit des Schulhauses draussen auf der Diele. Der Lehrer von Schilten sagt nicht: Ich steige in den Estrich hinauf. Er sagt: Ich trete auf den Estrich hinaus. Und in diesem Hinaus steckt die schutzlose Offenheit eines Feldes für ein gehetztes Waldtier. Zwar muss ich auf meinem Schulweg von der Wohnungstür bis zum Treppenhausturm nicht gerade quer durch den Estrich gehen, aber ich muss mich doch mit ihm auseinandersetzen, mit seiner Einrichtung und seiner Konstruktion. Ich sehe zum Beispiel den ausschwenkbaren Galgen für den Holzaufzug, und es ist ganz klar, dass die Lektionen von solchen Eindrücken geprägt sind. Meistens fallen den Lehrern ja die besten Ideen auf dem Schulweg ein. Je länger der Schulweg, desto lebendiger der Unterricht. Daraus könnte man schliessen, dass sämtliche Einfälle Armin Schildknechts estrichifiziert seien, und man hätte so unrecht nicht mit dieser Vermutung.

Wenn Sie den Schulstalden hinauffahren, fällt Ihnen sogleich auf, Herr Inspektor, dass die Sumiswalder Zeitspinne ihr Zifferblattgesicht nicht dem Dorf, sondern dem Friedhof zukehrt. Eine andere Uhr gibt es nicht in Schilten. Die Friedhofseite ist nun einmal die Präsentationsfassade des Schulhauses. Das vermutlich aus Pietätsgründen blauschwarz gestrichene Zifferblatt befindet sich im trapezförmigen Fachwerkgiebel über dem mittleren Schlafzimmerfenster. Wenn ich am Morgen um sieben Uhr zwanzig den Kopf hinausstrecke, um die Engelhof-Stimmung zu erkunden, spreizen sich die Zeiger wie ein Winkelschwert über meinem Hals. Aus dieser Perspektive könnte man, wenn man sie nicht im Gefühl hätte wie Armin Schildknecht, die genaue Zeit unmöglich ablesen, und auch noch wenn

man unten auf dem Pausenplatz steht, ist der Abstand der beiden überdimensionierten Brieföffner vom Zahlenkranz so gross, dass sich eine Verschiebung von zwei Minuten ergibt. Den richtigen Blickwinkel hat man erst drüben auf dem Engelhof. Ich habe meinen Schülern einmal polemisch ins Generalsudelheft diktiert: In Schilten bleibt es den Toten vorbehalten, die genaue Zeit abzulesen –, was natürlich ein emotional bedingter Unsinn war, denn die Gräber sind ja durchwegs geostet. Trotzdem ist es so, dass die älteren Einheimischen von der Friedhofuhr sprechen, nicht von der Schulhausuhr. Auch die Postautohaltestelle heisst Friedhof Schilten und nicht Schulhaus Schilten, obwohl Binz, der Chauffeur, auf den Pausenplatz kurven muss, um hier wenden zu können. Das muss Sie nicht wundern, Schilten ist eine wahre Fundgrube an solchen Inkonsequenzen. Mein Leitspruch, wenn ich mit der Klasse die Uhr behandle, lautet: Mach es wie die Friedhofuhr, zähl die düsteren Stunden nur! Ausnahmsweise einmal ein Motto, ausnahmsweise, weil ich nichts so hasse wie Lehrer, die immer hinter einem Motto her sind. Nun gebe ich sofort und ohne Umschweife zu, dass ich mit meinen Ober- und Sonderschülern, die ja eigentlich die Zeit kennen sollten, die Uhr nur behandle, um einen weiteren Vorwand zu haben, kleine Delegationen auf den Friedhof hinüber zu schicken, welche gegenüber Wiederkehr den Friedhofanspruch der Schule vertreten. Man erfährt immer wieder etwas Neues auf dem Engelhof, man ist bezüglich Friedhofnachrichten nie überinformiert. Ich beauftrage etwa eine Gruppe damit, die Zeigerkonstellation drüben auf dem Engelhof auf die grosse, im Massstab eins zu eins nachgebildete Kartonuhr zu übertragen. Oder aber, was regelmässig einen Streit mit dem Abwart absetzt: Ich schicke die Schüler hinauf in mein Schlafzimmer und verlange, dass sich einer aufs Fensterbrett hinausschwingt und die Blechzeiger nach den Kartonzeigern richtet. Am liebsten, sage ich zu Wiederkehr, arbeiten wir halt doch am Original an der Friedhoffassade. Es gibt uns ein ganz anderes Gefühl für die Relativität der Zeitmessung, wenn wir eine richtige Uhr zur Verfügung haben und nicht nur eine Attrappe. Wenn Sie, sage ich zu Wiederkehr und klopfe ihm dabei auf die Schulter, eine Klasse von Totengräberschülern zu unterrichten hätten: Würden Sie sie – Hand aufs Herz – draussen graben oder an einem Friedhofmodell herumfummeln lassen? Was haben Sie eigentlich für Argumente gegen den Uhrenunterricht am Original? Wollen Sie etwa behaupten, der Friedhof werde dadurch aus seiner Ruhe gebracht? Kommt es letztlich nicht Ihnen zugute, wenn meine Schüler, die künftigen Friedhofgänger, einmal ein Zeigerwerk aus der Nähe gesehen haben und sich später, wenn sie auf dem Engelhof zu tun haben, ganz auf ihre Verrichtungen konzentrieren können und Ihnen nicht die Stiefmütterchen zertrampeln, weil sie fortwährend zur Zwiebel hinaufgaffen? Wieder-

kehr hat es insbesondere auf der Latte, wenn wir unsere Experimente mit der dreidimensionalen Uhr durchführen, das heisst, wenn wir die Zeiger aus der Ebene herausbiegen und auf den Engelhof richten, damit sie nicht mehr die Friedhofzeit anzeigen, sondern auf die Friedhofzeit zeigen. Zweifellos eine gewaltige Steigerung der Friedhofdienlichkeit unserer Uhr. Zeiger, erkläre ich Wiederkehr, sind dazu da, auf etwas zu zeigen, die dämliche Ziffernkriecherei ist eine Entwürdigung der ursprünglichen Zeigermission. Aber der Abwart bringt die allerheftigsten Bedenken wegen des Zeigermaterials vor. Auch schon, behauptet er, habe ein Sturm den Minutenzeiger abgerissen. Natürlich ist die Brüchigkeit des Materials für ihn nur ein Vorwand, um eines unserer Unterrichtsmotive zu torpedieren.

Item, das eigentliche Wahrzeichen von Aberschilten ist ohnehin nicht die Friedhofuhr, sondern der Dachreiter, das achteckige Glockentürmchen mit dem rot geziegelten Spitzhelm und den vitriolgrünen Jalousien, das auf dem Schnittpunkt der beiden Krüppelwalmfirste sitzt. Die Schulhausglocke wird bei Todesfällen zweimal eingesetzt: eine Viertelstunde vor der Ankunft des Leichenzuges wird gebimmelt, und unmittelbar nach Bekanntwerden der Todesnachricht wird geklenkt. Klenken heisst, diktiere ich den Schülern ins Generalsudelheft: Die Glocke wird vom Glöckner ganz kurz angezogen, dergestalt dass der Klöppel nur auf einer Seite der Wandung anschlägt. Seit der Einführung der elektrischen Läutwerke ist das Klenken weitgehend aus unserem Brauchtum verschwunden. Es gibt aber Kirchen, die noch eine speziell für den Handbetrieb eingerichtete Klenkglocke haben. Durch die Anzahl der Klenkschläge kann einer Talschaft oder einer Gemeinde zum Beispiel das Alter des Verstorbenen mitgeteilt werden, noch lange bevor die Leichenansagerin vorspricht. Es ist für die Hofbewohner wichtig, dies früh genug zu wissen, damit sich der Familienrat taktisch auf den Erbstreit vorbereiten kann. In solchen Seitentalgemeinden sind ja die meisten Familien überzwerch miteinander verwandt. Erst die Jordibeth kann dann freilich genau sagen, wer wessen Testament-Anfechtung zu fürchten hat. Im Anfechten von Testamenten sind die Schilttaler, dies bestätigen die Anwälte von Schöllanden, wahre Helden. Sie rückt aber erst mit der Zeitung heraus, wenn man ihr die Kondolenz-Kuverts bundweise abnimmt. Wenn man wissen wolle, weshalb Wiederkehr im schwarzen Ständerfach, das bei Abdankungen neben der Turnhallentür aufgestellt wird, so viele verschiedenformatige Kondolenzschreiben einsammeln müsse, und dies in einer Gemeinde, wo sonst alles mündlich erledigt werde, was mündlich erledigt werden könne, müsse man nur einmal den Hausiererkoffer untersuchen, den die Jordibeth beim Leichenansagen mitschleppe, diktiere ich den Schülern ins Generalsudelheft. Schilten ist, was die Signalisierung der Todesnachricht betrifft, wie in so mancher Hinsicht ein Sonderfall. Es dürfte

einmalig sein, dass in einer Gemeinde sowohl geklenkt als auch eine Leichenansagerin ausgeschickt wird.

Es gibt noch Ortschaften, wo abwechslungsweise während einer Minute geklenkt und während einer halben Minute geläutet wird. Das Unheimlichste ist sowohl beim Sterbeläuten als auch beim Klenken das sogenannte Unterziehen. Der Sigrist hält kurz inne, als ob ihm selber nicht mehr geheuer sei bei seinem Geschäft. Die Unterbrechung kann – auch diese Variante kommt vor – vom Läuten zum Klenken überleiten. Wiederkehr ist ein perfekter Klenker, noch nie ist es ihm passiert, dass er sich verzählt hat. Verzählt sich ein Glöckner, hält ihm dies die Gemeinde immer wieder vor und knüpft allerlei abergläubischen Bafel daran. Ein Jahr zuviel geklenkt bedeute, so sagt man, dass der Verstorbene keine Ruhe finde, bis es um sei. Stiehlt ihm der Klenker dagegen ein Jahr, wird es von seinem Leben abgezählt. Das Unterziehen dient vor allem der Differenzierung. Mit der Anzahl der Unterbrechungen signalisiert man das Geschlecht der entschlafenen Person. Im Kanton Uri, um ein repräsentatives Beispiel zu nehmen, läutet man für Männer und Frauen gleich lange, aber beim Mann wird zweimal unterzogen, bei der Frau nur einmal. In der reformierten Gemeinde Buchstetten wird für den Mann und die Frau mit der sogenannten Endläutglocke zweihundertdreissigmal geklenkt. Bei männlichen Toten folgt nach dem achtzigsten und dem hundertfünfzigsten Schlag eine Unterbrechung von dreissig beziehungsweise zwanzig Sekunden, die weiblichen Toten haben lediglich auf eine Pause von fünfzehn Sekunden nach dem hundertfünfundzwanzigsten Schlag Anrecht. Die Scheidezeichenfrage führte in Buchstetten zu einer politisch ausartenden Debatte über die Gleichberechtigung der Frau nach dem Tode. Die Progressiven riefen ein Komitee für die Emanzipation der weiblichen Leiche ins Leben und polemisierten im Regionalblatt unter der Schlagzeile «Diskriminierung durch Kirchenglocken» gegen die Konservativen. Sie forderten Einsicht in die Problematik des Totengeläutes. Die Konservativen, zum grössten Teil Mitglieder der Vereinigung Schweizerischer Freizeit-Klenker, wiesen mit diffusen Argumenten auf das Aussterben brauchtümlicher Praktiken bei der Signalisation des Todes hin und beriefen sich auf eine halbwissenschaftliche Untersuchung mit dem mutmasslichen Titel «Psychologische Aspekte der Zeichensprache und ihre Auswirkung auf den Verarbeitungsprozess von Todesfällen unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechtertrennung bei der Klenk-Frage». Nach einem zähen Ringen der Kontrahenten gewann die Vernunft die Oberhand, und heute wird in Buchstetten für Mann und Frau gleicherweise zweihundertfünfzehnmal geklenkt und zweimal dreissig Sekunden unterzogen. Buchstetten als Beweis dafür, Herr Inspektor, dass Todeskunde die Heimatkunde vollwertig ersetzen kann. In

Wolfenschiessen, Kanton Nidwalden, läutet man für einen Mann mit der drittgrössten Glocke, für eine Frau mit der zweitgrössten, der Muttergottesglocke. Und wie verhält es sich in Schilten? Hier ein paar Fragen aus der Klausur-Arbeit über das Klenken: Richten sich die Klenkschläge in Schilten nach dem Alter der verstorbenen Person oder nach deren Geschlecht? Wenn ersteres, wie oft und wie lange wird bei Männern, wie oft und wie lange bei Frauen unterzogen? Wer löst bei Todesfällen den Klenk-Alarm aus? (Kurze Schilderung des Instanzenweges.) Welche Sekten im oberen Schilttal geniessen das Klenk-Privileg, welche nicht? (Je drei Beispiele.) Wird beim Tod von einjährigen Kindern geklenkt? Wenn ja, wie? Welches Dienst- und Abhängigkeitsverhältnis besteht zwischen dem Klenker und der Leichenansagerin? Braucht man, um Klenker zu werden, eine spezielle Ausbildung? Wie wird eine irrtümlicherweise angeklenkte Todesnachricht – etwa bei einem Scheintoten – auf dem Glockenweg rückgängig gemacht? Einmal mehr stossen wir in unserem Unterricht auf den Sonderfall des Scheintoten, der unter extremen Umständen – und nur diese kommen ja für uns in Betracht – sein eigenes Scheidezeichen im Sterbehaus wahrnimmt.

Meine Schüler reagieren jedesmal mit fanatischem Lerneifer auf die Behandlung des Klenkens, nicht zuletzt, weil sie wissen, dass ihnen damit ein exklusiv für das Schiltener Unterrichtsmodell präpariertes Motiv angeboten wird, das weder im Schmittener noch im Schlossheimer noch im Schöllandener Lehrstoff figuriert. Leider ist es trotzdem so, dass der grosse Harst den Ernst der Klenk-Frage nicht begreift. Gewiss, es gibt Rosinen in meiner pädagogisch zu bearbeitenden Teigmasse, aber die sind selten! Obwohl ich, mit der Rute aufs Pult schlagend, betone, dass ich gerade bei der Behandlung der Scheidezeichen-Bräuche keinen Spass verstehe, stören vorwitzige Nichtsnutze den Unterricht immer wieder mit der Frage: Hat es nicht soeben geklenkt, Herr Lehrer? Wie auf Verabredung äugen alle, insbesondere die Mädchen, zur Zimmerdecke, verdrehen ihre Augen, um dem hypothetischen Klenkton nachzulauschen, und mir, der ich hochempfindlich reagiere auf das leiseste Glockenschaben, bleibt nichts anderes übrig, als der Sache nachzugehen. Doch bis ich einen Fahnder auf den Estrich geschickt habe, hat sich der Lausbub, der allenfalls geklenkt haben könnte, längst aus dem Staub gemacht. Tatsächlich gibt es immer wieder Vögel, die meinen, ihre Nester zwischen den Jalousielädchen des Dachreiters bauen zu müssen, und die bei ihrer nervösen Ein- und Ausfliegerei wohl auch einmal an die Glocke picken, vielleicht sogar Würmer in der Gussmasse vermutend. Dieses Picken klingt so, als ob sich jemand, taumelnd vor Glück über die erlangte Klenk-Erlaubnis, ans Seil hänge. Warum ärgere ich mich denn dermassen über Klenk-Schabernack, diktiere ich den Schü-

lern als selbstkritische Frage ins Generalsudelheft, Herr Inspektor. Warum ist es das leichteste, mich mit dem Hinweis, dass es geklenkt haben könnte, zur Weissglut zu bringen, während ich andere Lumpereien ungestraft durchgehen lasse, ja mich sogar als Initiant an ihnen beteilige? Lehrer ärgern sich generell immer nur über Fragen, die zu stellen ihnen vorbehalten bliebe und die sie, weil sie keine wasserdichte und stosssichere Antwort darauf wissen, wohlweislich nicht stellen. Man nennt diese Fragen in Pädagogenkreisen Maulwurfsfragen, weil sie aufwühlen, weil sie unsere Existenz untergraben wollen. Sie berühren die wunden Stellen, und meistens sind es die dümmsten Schüler, welche sie am kecksten vorbringen. Da macht einer drei Schulwinter lang keinen Mucks, verzieht keine Miene, als wären wir eine Taubstummen-Anstalt, und fragt plötzlich aus der Hinterhältigkeit seines Schweigens heraus: Hat es nicht soeben geklenkt, Herr Lehrer? Und während Armin Schildknecht äusserlich, um seine Schulmeister-Autorität zu wahren, diese Frage verneint, muss er sie im Innersten bejahen. Er muss zugeben, dass er nicht mehr unterscheiden kann, ob es nur in den Köpfen der Schüler, auf dem Estrich oder aber in seinem eigenen Schädel geklenkt habe. Die jahrelange Glockenklöppelei draussen vor meiner Wohnung hat wohl zu einem Gehörschaden geführt, so dass es mir gar nicht mehr möglich ist, wirkliche und eingebildete Klenktöne auseinanderzuhalten. Ebenso habe ich es längst aufgegeben, die Gedanken meiner Schüler von meinen eigenen Gedanken trennen zu wollen. Also stehe ich, wenn mich einer reizen will, offen dazu, dass es tatsächlich geklenkt hat, laut und vernehmlich in meinem Scholarchen-Schädelbecher geklenkt hat. Traun, sage ich, um bei dieser Gelegenheit dieses schöne altmodische Wort zu verwenden, traun, es hat geklenkt. Mein Kopf ist eine Klenkstätte, diktiere ich den Schülern ins Generalsudelheft. Die akustische Idiosynkrasie rührt daher, dass es dem Abwart immer wieder gelingt, mich mit dem Klenken zu überfallen. Nie meldet er mir zum voraus an, dass er klenken geht. Wieso auch, sagt er sich zu Recht. Man erfährt ja durch das Klenken selbst, dass jemand gestorben ist, und es wäre doch barer Unsinn, ein Signal zu signalisieren. So habe ich Tag und Nacht damit zu rechnen, dass vor meiner Haustür geklenkt wird. Der Klenkton ist viel härter und gellender als der Ton des Schlaghammers. Erwacht man am Klenken, denkt man sofort an eine Feuersbrunst oder an Krieg. Sie können sich diesen Klöppelton am besten vorstellen, Herr Inspektor, wenn Sie das Wort Schilten in Ihren empfindlichen Inspektorenohren nachklingen lassen. Die Stammsilbe hart anschlagen, die Endsilbe lange auszittern lassen – das ist das gelle Klenken oder Klänken, wie man es in der Innerschweiz nennt. Schilten ist ein Scheltwort, ein Fluch. Sagt Armin Schildknecht iu diesem Schulbericht Schilten, dann klenkt er, das Klenkopfer, auf seine Weise.

Natürlich hängt die Klenk-Begeisterung meiner Schüler zusammen mit dem mysteriösen Tod meines Vorgängers Paul Haberstich. Er sorgte, unserer Theorie nach, für einen Klenk-Skandal sondergleichen, der in Schilten nicht unbehandelt und folglich vor der Inspektorenkonferenz nicht unerwähnt bleiben darf. Die Schülerfragen nach Haberstichs Tod hageln nur so auf mich ein, wenn ich mit einem Kopfnicken zur Decke andeute, dass wir uns in den kommenden Lektionen mit dem Estrich, der Uhr und der Glocke befassen wollen. Was weiss man Genaues über den legendären Paul Haberstich, legendär in seiner Unerbittlichkeit? Man weiss, dass seine Asche im orangen, toten Zimmer aufbewahrt wird und dass die vorgetäuschte Erdbestattung eine Konzession an die Schiltener Friedhoftradition war. Man weiss ferner, dass er am Tag seiner offiziellen Verabschiedung aus dem Schuldienst starb, Knall auf Fall. Das kommt öfter vor bei Lehrern: Sie ertragen den Gedanken an ihre Pensionierung nicht und vergiften sich gewissermassen an diesem Gedanken. Man weiss, kann es rekonstruieren, dass Haberstich irgendwo in einem Winkel des Schulhauses verendete, während die bei solchen Anlässen unermüdlichen Behörden im Lehrerzimmer dem Imbiss und dem billigen Landwein zusprachen und während die Schüler und die Ehemaligen in der Turnhalle zu alten Grammophonplatten tanzten. Allgemeine Kehraus-Stimmung. Haberstich muss eine eindrückliche Zensurrede gehalten haben, sozusagen eine Rede des toten Lehrers vom Dach des Schulgebäudes herab. Er schilderte, so Wiederkehr, wie das Jubelfest des fünfzigsten Dienstjahres von Samuel Gotthold Häfeli, dem ersten Schilttaler Schulmeister, anno 1849 gefeiert worden sei. Zuerst habe eine Jubelkonferenz stattgefunden, an der alle Kollegen aus den benachbarten Tälern das Wort und das Glas ergriffen hätten. Dann, um halb zwölf Uhr, sei mit allen Glocken der Kirche von Mooskirch geläutet worden. Vierspännig habe man Samuel Gotthold Häfeli vor das blumengeschmückte Portal gefahren. Kinder, Lehrer, Schul- und Gemeinderäte hätten sich daselbst versammelt, wo ihm nach einer eindrücklichen, von Psalmen und Reden umrahmten Feier eine Ehrengabe von achtzig Franken überreicht worden sei. Man möge bedenken, was achtzig Franken anno dazumal wert gewesen seien. Dann seien die geladenen Gäste in den Strohhof hinunter gefahren. Das Bankett habe bis zum Einnachten gedauert. Die Absicht war klar, diktiere ich meinen Schülern: Paul Haberstich wollte den Behörden durch die Blume Samuel Gotthold Häfelis andeuten, dass ein versilberter Vierfarben-Kugelschreiber, ein Restbrot und ein paar Flaschen sauren Aargauer Landweins als Abschiedsgeschenk zu billig seien, seinen fünfundvierzig Schiltener Dienstjahren in keiner Weise angemessen. Und dann, sagt Wiederkehr, ausgerechnet ein Kugelschreiber, wo man doch wissen musste, dass Haberstich nichts so hasste wie Kugelschreiberschriften,

er, der die Aufsatz- und Diktat-Verbesserungen zeitlebens mit roter Füllfedertinte, die Nachverbesserungen mit grüner Füllfedertinte korrigiert hatte. Der Kugelschreiber war also, gelinde gesagt, eine Beleidigung, eine Verletzung seines innersten Pelikan-Stolzes, das Restbrot bestand aus ordinärer Charcuterie, und der Landwein, der von den Einheimischen immer als reell gerühmt wird, hatte Zapfen. So verabschiedet man keinen verdienten Schulmann, auch wenn er – aus unserer Sicht – so umstritten gewesen sein mag wie der hartgummige Paul Haberstich. Er liess es denn auch die Behörden – ein Wort, unter dem ich mir als Schüler immer faule Obst-Hurden vorgestellt habe, Herr Inspektor – sehr deutlich merken, nippte kaum am Wein, rührte den Aufschnitt-Teller nicht an und verschenkte den Vierfarben-Stift demonstrativ einer geliebten, ja beinahe umschwärmten Schülerin: der Binswanger Adelheid. Besagte Binswanger Adelheid, die übrigens nie von Haberstich in der Mörtelkammer geschwängert worden ist, dies sei hier ein für allemal dementiert, hat es aus Treue zu diesem Kugelschreiber, wohl auch durch das Präsent beflügelt, bis zur Gemeindeschreiberin in einem nicht genannt sein wollenden Ort gebracht. Soweit lässt sich alles lückenlos belegen an jener Zensurfeier. Doch von dem Augenblick an, da sich Haberstich zutiefst gekränkt zurückzog, um in aller Stille zu verenden, gehen die Meinungen auseinander. Da gibt es Leute, die sprechen bedenkenlos von Entführung, als ob irgendeine Menschenseele bereit wäre, auch nur einen Batzen Lösegeld für einen ausrangierten Schulmeister zu bezahlen. Andere wollen gesehen haben, wie er beim Korrigieren am Pult einnickte, mitten aus der Pflichterfüllung gerissen wurde. Diesen Gerüchtemischern muss ich entgegenhalten: Was um alles in der Welt gibt es nach einer Zensurfeier für einen Lehrer noch zu korrigieren? Es ist ja denkbar, dass ein Rechtschreibe-Fanatiker wie Haberstich selbst am Tag seiner diamantenen Hochzeit Hefte korrigiert, aber bestimmt nicht nach der Zeugnisverteilung. Wenn es in einem solchen Lehrerleben eine korrigierfreie Minute gibt, ist es die Minute nach der Zeugnisverteilung, wo er befriedigt von den enttäuschten Gesichtern ablesen kann, was er mit dem Rotstift angerichtet hat.

Nun werden Sie einwenden, Herr Inspektor: Man wird doch wohl Haberstichs Leiche gefunden haben, die dem allgemeinen Werweissen ein Ende bereitete. Ja und nein! Gefunden hat man sie, nicht im Unterstufenzimmer, wie die Leute behaupten, und auch nicht in der Mörtelkammer, die sich für einen solchen Fund bestens eignen würde, sondern in der Wohnung, auf dem Küchenboden. Doch was beweist das? Schliesst es etwa aus, dass Wiederkehr den Toten vom Estrich über die Schwelle geschleift haben könnte? Womit ich nichts gegen Wiederkehr gesagt haben will, bewahre! Doch es gibt Anhaltspunkte dafür, dass unsere, die balladeske Version, die

wir in der Klasse erarbeitet haben, nicht nur ein Unterrichtsmotiv ist, sondern auch stimmt. Es wäre dann freilich das erste Mal, dass sich eines meiner Diktate mit der Realität völlig gedeckt hätte! Armin Schildknecht lehrt den Haberstichschen Tod wie folgt: Ich schlage den Schülern vor, dass wir den Jubilar nach dem dürftigen Imbiss in der Sammlung in den Estrich hinaufsteigen lassen. Über den Daumen rechnen wir aus, dass Haberstich in seinen fünfundvierzig Schuljahren rund hundertvierundsechzigtausendmal die Steinstufen im Treppenhausturm unter die Füsse genommen hat. Irgendwo zwischen Lehrerzimmer und Estrich fasste er den Entschluss, das hundertvierundsechzigtausend-und-einte Mal nicht mehr hinunterzusteigen. Das ist das Rätselhafte an allen Lehrerselbstmorden: Sie werden nie von langer Hand vorbereitet, sondern sind sogenannte Kurzschlussreaktionen. Das Diktat unterbrochen, die Pistole aus dem Pult genommen, eine Kugel durch den Kopf geschossen, Gehirngrütze an der Wandtafel – das ist das Grundschema. Das heisst mit andern Worten, dass dem Pädagogen sein Beruf jahrzehntelang als der sinnvollste, dann aber von einer Sekunde auf die andere als der sinnloseste erscheinen muss. Die auf dem Erziehungsdepartement nachgeführte Statistik mit den Lebenskurven sämtlicher Lehrer sämtlicher Stufen zeigt dies mit aller Deutlichkeit. So gross die Lehr-Begeisterung, so trostlos ist die plötzlich einsetzende Lehr-Ernüchterung. Hinzu kommt, dass ein Lehrerleben meistens arm ist an äusseren Ereignissen. Durch einen spektakulären Selbstmord will man dann die ganze, von Schülern und Eltern vorenthaltene Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Auf der Schulreise von einem Turm springen, ein Gift nehmen, dessen vorausberechnete Wirkung dann einsetzt, wenn man an der Lehrerkonferenz zu referieren hätte –, dies sind die beliebtesten Varianten. Oder sich mit dem Inspektor duellieren! Haberstichs Selbstmord war kein Freitod im wörtlichsten Sinn, sondern die logische Konsequenz von fünfundvierzig Wiederkäuer-Jahren. Sein Blick musste auf den Glockenstrang fallen, und mich zumindest, diktiere ich den Schülern ins Generalsudelheft, hätte die Möglichkeit fasziniert, mich eigenhändig aus dem Leben zu klenken. Mit Hilfe der morschen Leiter kletterte Haberstich hinauf in den morschen Dachstuhl des Glockentürmchens, um durch die Schallfenster-Jalousien ein letztes Mal das obere Schilttal, den Schiltwald, die geduckten Bauernhäuser und den Friedhof mit einem Blick zusammenzufassen, ohne Trost zu finden in jener Landschaft, die ihm fünfundvierzig Jahre lang die Präparationsspaziergänge abgenommen hatte. Fünfundvierzig Jahre im selben Schulhaus, das ist ja schlimmer als lebenslänglich, Herr Inspektor! Eine solche Erkenntnis bahnt sich aber nicht an, sie überfällt einen urplötzlich. Man unterrichtet mit der Regelmässigkeit eines Uhrwerks, bis die Feder springt, und dann ist es Schluss. Aus, amen! Haberstich legte sich, von den Sackpuppen im Gebälk

inspiriert, die Schlinge um den Hals und liess sich fallen. Nun stellen sie sich diesen wuchtig überzogenen Klenkton vor, Herr Inspektor! Unten in der Turnhalle wird geschwoft, in den Korridoren Gejohle und Gelächter, Gänseerotik, im Lehrerzimmer faule Witze, schmutzige Jasskarten, und da oben im achteckigen Türmchen verklingt ein Lehrerleben mit einem Klöppelschlag. Natürlich wird es nicht so klenkrein zugegangen sein, Haberstich dürfte gestrampelt und der Schwengel nachgeklöppelt haben. Ein geschultes Ohr, Wiederkehrs Ohr zum Beispiel, hätte vom Friedhof aus wahrnehmen können, dass da etwas louche sei, dass da jemand zu klenken versuche, der sein Handwerk nicht verstehe. Aber der Abwart war mit der Aufsicht in der Turnhalle beschäftigt, und die Ehemaligen Paul Haberstichs, welche sich nicht des absoluten Klenk-Gehörs rühmen konnten wie meine Zöglinge, liessen den unheimlichen Glockenton im Schlagertrubel untergehen. Solange der Becher nachdröhnte, solange dürfte es gedauert haben, bis Haberstich verreckte. Unter ihm wisperte die Sumiswalder Zeitspinne, über ihm schwangelte die schwarzgrün oxydierte Glocke, welche fünfundvierzig-mal-dreihundertfünfundsechzig-mal-hundertachtzigmal in seinem Lehrerleben geschlagen hatte, mit der unerbittlichen Präzision der Firma Bertschi. Möglich, dass sein letzter Schulmeistergedanke der war: Wie rasch wohl seine besten Kopfrechner diese Multiplikationsaufgabe gelöst hätten. In unserer Schauerballade hinterlässt Paul Haberstich ein Testament, in dem er seine paar Haberstichseligkeiten der Schulgemeinde vermachte und zum Entsetzen des Schulpflegepräsidenten eine Doppelbestattung anordnet: Eine heimliche Kremation in Schöllanden mit nachfolgender Urnen-Beisetzung im Arbeitsschulzimmer und ein stilles Feldbegräbnis auf dem Engelhof. Er glaube, soll Haberstich in seinem Testament vermerkt haben, dass seine Asche einen erzieherischen Einfluss auf die künftigen Schülerjahrgänge, die Nachmaligen, und auf den neuen Lehrer haben werde. Wiederkehr schnitt am Abend nach der Zensurfeier die Leiche vom Strang, als er das Gehwerk und das Schlagwerk der mechanischen Uhr aufzog, und schleifte sie in die Küche, damit der Estrich, immerhin auch seine Arbeitsstätte, nicht als Haberstichscher Selbstmordestrich in Verruf gerate. Wigger fugte die Steine aus der Mördergrube herbei, mit denen der Sarg gefüllt werden sollte. Bruder Stäbli indessen durfte nicht wissen, dass die Pädagogenseele, die er ins Jenseits verabschiedete, längst mit dem Rauch des Schöllandener Krematoriums gen Himmel gezogen war.

Ungefähr so, Herr Inspektor, interpretieren wir den Tod meines Vorgängers. Die Konferenz braucht sich dieser Meinung nicht anzuschliessen. Es steht ihr offen, andere Wege zu beschreiten, andere Methoden zu wählen.